Medienspiegel Woche 32 / 2016

Starke Volksschule SG

Veranstaltungen und Argumentarien: Ja zum Ausstieg aus dem gescheiterten HarmoS-Konkordat
Aktuelle Veranstaltungen
Argumentarien
Die HarmoS-Abstimmung: Eine nicht repräsentative Auswahl an Argumenten: pro und contra 1

Kindergarten / Einschulung / erster Zyklus / Gemeinschaftserziehung / Gemütsbildung / SOL / Coach
IG Kindergarten Schweiz / SG, 13.8.2016
Folgen von HarmoS: Abschaffung unseres kindgemässen Kindergartens Einführung des Lehrplan 21 2
Newsletter Komitee «Lehrplan vors Volk» ZH, 18.6.2016
Kindergarten im Kanton Zürich und Lehrplan 21 4

Doppelinitiative / Graubünden / Calcagnini Elisabeth / Integration
Prättigauer und Herrschäftler, 6. August 2016:
Unterwegs für Freiheit in Bildungsfragen 6

Kompetenzen / Orientierungspunkte / Überleben / Privatkurs / Privatlehrer
Tagblatt, 4. August 2016
Der Hundeschwumm reicht aus 7
Ostschweiz, 7.8.2016
Schwimmen fördert die Integration 8

Gauer Wolf / Muttersprache / Französisch / Englisch / Amerikanisch / TTIP
Seniora, 6. August 2016
Brief aus Brasilien zur Bedeutung unserer Muttersprachen 9

Noten / Beurteilung / Kompetenzen / SOL
Beobachter 16/2016, 05. August 2016,
Sind Noten überflüssig? 10
SVSG, 2. Juli 2016
Stellungnahme des Vereins Starke Volksschule SG zum Beurteilungskonzept Fördern und Fordern 15

Werte / Sozialverhalten / Beziehung / Lehrer – Schüler / Studie / Fernsehen / Aggressivität / Dialog
NZZ, 9.8.2016
Verhältnis zur Lehrperson zentral 16
Zeit-Fragen, 2. August 2016
Wie das Fernsehen unsere Jugend beeinflusst 17

Sprachenstreit / Frühfremdsprachen / Berset Alain / HarmoS / Föderalsismus / Sprachengesetz
Die Weltwoche, 10. August 2016
Bersets gefährlicher Kampf gegen die Kantone 20

Lehrer / Heilpädagogen / Lehrermangel / Integration / Bürokram
Höfner Volksblatt, 12.8.2016
An den Schweizer Schulen fehlen vor allem Heilpädagogen 23

Reimann-Blog, 12. August 2016

Grobfahrlässig.

HarmoS zerstört bewährtes und anerkanntes Schweizer Bildungssystem.

Das HarmoS-Konkordat zwingt Kantone zu bürokratischen Leerläufen und weltfremden Vereinheitlichungen. Auf der ganzen Welt wird das Schweizer Bildungssystem für seine gute Qualität bewundert: Der freiheitlich-föderalistische Aufbau ist das Erfolgsrezept. Unterschiedlichste Regionen haben Freiräume für regionale Bedürfnisse und Besonderheiten.

Bildung ist für die Standortattraktivität zentral: Alle Kantone kämpfen deshalb für eine gute Bildung. Vielfalt und Wettbewerb spornen zu Bestleistungen an! Darauf basiert unser erfolgreiches Bildungssystem: Dank Miteinbezug von Eltern und Kindern, Schulgemeinden, Arbeitgebern, Lehrern und dem Volk bleibt man flexibel, praxisorientiert, bedarfsgerecht und modern.

Genau umgekehrt enden Harmonisierungen wie z.B. durch EU, EZB oder auch Konkordate vorangetrieben: Ohne Erfolg! Gleichmacherei macht das Bildungssystem landesweit gleich schlecht. Man orientiert sich am Minimalziel statt an der Weltspitze. Auffällig die Ähnlichkeiten von Konkordaten und der EU: Funktionäre und Bürokraten befehlen abgehoben von oben herab. Mitspracherechte vom Volk sind weitgehend unbekannt. Dieser Demokratiemangel widerspricht dem ausgeglichenen Schweizer Modell diametral. Nicht einzelne selbsternannte Experten befehlen, sondern ein Zusammenspiel aus Praktikern der Gemeinden und Kantone mit demokratischer Kontrolle und Mitbestimmung der Bürger findet den Konsens.

Gefährliche Experimente wie HarmoS können wir mit dem wichtigsten Rohstoff des Landes – der Bildung – nicht länger tolerieren. Nur mit einem JA am 25. September 2016 zum HarmoS-Austritt des Kantons St.Gallen sagen wir JA zum bewährten Schweizer Bildungssystem und zur verfassungsmässigen Bildungshoheit der Kantone. Ohne Zwang von Aussen – aber dafür zusammen mit der Bevölkerung und in Absprache mit anderen Kantonen – kann St.Gallen dann wieder frei entscheiden, wie Schulkoordination erfolgreich gestaltet wird. Punktuell können Vereinheitlichungen bei Minimalstandards auch freiwillig vollzogen werden, wenn diese sich als sinnvoll erweisen sollten.

http://reimann-blog.ch/?p=3572

Newsletter des Kantons St.Gallen: "Schule", 12 Aug. 2016

Bildung

Bei HarmoS bleiben und damit die gute St.Galler Volksschule sichern
Am 25. September 2016 stimmen wir über die Initiative ab, welche den Austritt des Kantons St.Gallen aus der «Interkantonalen Vereinbarung über die Harmonisierung der obligatorischen Schule», dem sogenannten HarmoS-Konkordat, verlangt. Es kommt nicht alle Tage vor, dass über eine solch bedeutende Vorlage für die Volksschule abgestimmt wird.

Regierungsrat Stefan Kölliker, Vorsteher des Bildungsdepartementes

Details

NEIN zum HarmoS-Austritt

Komitee «NEIN zum HarmoS-Austritt»
c/o FDP.Die Liberalen St.Gallen

IG Kindergarten Schweiz / SG, 13.8.2016

Folgen von HarmoS

Abschaffung unseres kindgemässen Kindergartens Einführung des Lehrplan 21

Mit HarmoS und dem Lehrplan 21 (LP21) wird der Kindergarten als eigene Stufe abgeschafft.
HarmoS definiert den Kindergarten neu und baut ihn in die Primarschule ein.

HarmoS-Konkordat: Artikel 6 / Dauer der Schulstufen
[1] *Die Primarstufe, inklusive Vorschule oder Eingangsstufe, dauert acht Jahre*.

Der LP21 fasst den Kindergarten mit der 1. und 2. Klasse Primarschule im 1. Zyklus zusammen.
«Mit dem Eintritt in den Kindergarten oder eine Eingangsstufe beginnt für das Kind die Bildungslaufbahn in der Volksschule. Es wird in den sozialen Kontext der Schule aufgenommen und in die Welt des schulischen Lernens eingeführt.» – «Im Laufe des 1. Zyklus lassen sich Kinder auf ein schulisch ausgerichtetes Lernen ein und erwerben die Grundlagen der Kulturtechniken.» (LP21, Grundlagen, S. 23)

Eine solche Vermengung von Kindergarten und Primarschule steht im Widerspruch zu entwicklungspsychologischen und pädagogischen Erkenntnissen.

Die Aufgaben der Kindergärtnerin

- Alle ihr anvertrauten Kinder in ihrer Persönlichkeit erfassen und sie körperlich, emotional, geistig, sozial und schöpferisch fördern. Allen Kindern eine persönliche **Anleitung** für die notwendige vorschulische Entwicklung geben.
- **Kraft und Beweglichkeit** schulen mit Turnunterricht, Bewegungs- und Darstellungsspielen usw.
- Grundlegende **Handfertigkeiten** vermitteln und üben, wie Schuhe binden, schneiden, kleben, ausmalen, formen usw.
- das **Gemüt** pflegen mit Geschichten hören und erzählen, Verse aufsagen, singen, malen, Kreisspiele machen, Sorgsamkeit einüben und ähnlichem.
- die **geistigen Fähigkeiten** trainieren und ausbauen mit Zuordnungs- und Konstruktionsspielen, Mosaiken, Puzzles, Abzähl- und Farbspielen usw.
- Die Kinder **spielerisch** auf die Schule vorbereiten, ohne den Schulstoff und das Erlernen der Kulturtechniken vorwegzunehmen. (Die Kinder lernen im Kindergarten wohl Zahlen und Buchstaben kennen. Diese richtig zu schreiben erfordert aber später in der Schule einen klaren Aufbau. Das falsch Eingeübte ist nachher schwer korrigierbar.)

Gemeinschaftserziehung von zentraler Bedeutung

Bis zur Schulreife lernen und üben die Kinder auf spielerische Weise von- und miteinander. Für eine ausgeglichene Gemeinschaft braucht es besonders auch im Vorschulalter eine klare Anleitung von Seiten der Erwachsenen. Das schwächere wie auch das mutigere Kind muss in einer wohlwollenden Atmosphäre zum Zuge kommen können und lernen zu kooperieren. Einfühlsam und kleinschrittig fordert und fördert die Kindergärtnerin die Kinder im Miterleben, Mittun und Mitspielen. Innerhalb der Kindergartengemeinschaft hat sie jedes einzelne Kind in seiner Individualität im Auge.

Zuhören, sich anleiten lassen, aufeinander eingehen, Rücksicht nehmen, sich im Miteinander üben, kooperieren – all dies und vieles mehr bewirkt die gezielte Anleitung der Kindergärtnerin, damit eine Gemeinschaft von Kindern – ein innerer Verbund zwischen den Kindern entstehen kann. Dies ist Sozialisation und Gemütsbildung im umfassendsten Sinn.

Der Umbau des Kindergartens nach den Vorgaben des LP 21 findet schon seit Jahren statt.

Unterstufenlehrer beklagen (heute schon), dass ihren Schülern nach dem Besuch des 2-jährigen Kindergartens viele Fertigkeiten fehlen.

In vielen Kindergärten fehlen bereits heute die sorgfältige Anleitung und das gemeinsame Tun aller Kinder, der Klassenunterricht. Stattdessen werden so genannt offene, erweiterte Lehr- und Lernformen und Methoden propagiert, die dem Entwicklungsstand der 4 bis 6-Jährigen in keiner Weise gerecht werden:

- **Wochenplan und Vertragsarbeit:** 4-5-Jährige erarbeiten sich z. B. ihr Pensum in Wochenplänen und stempeln oft ohne Kontrolle auf Arbeitsblättern ab, was sie getan haben. Andernorts gilt Vertragsarbeit: Das Kind schliesst mit der Kindergärtnerin einen Vertrag ab und bestimmt, was es lernen will. Sie bietet ihm Material und allenfalls Hilfe an, das Gewünschte zu erreichen. Auf einem Fragebogen reflektiert das Kind anschliessend mit dem Ankreuzen von Symbolen, wo es im Lernen steht.
- **«Spielzeugfreier Kindergarten»:** Hier werden die Kinder über **drei Monate!** sich selber überlassen. Sie bestimmen, was sie ohne jede Anleitung und Anteilnahme der Kindergärtnerin mit dem noch spärlich vorhandenen Beschäftigungsmaterial «spielen», wann und wo (auf Schränken, im WC, auf Bäumen usw.) sie Znüni essen. Die Kindergärtnerin hält sich bewusst zurück, beobachtet absichtlich unbeteiligt das Geschehen und wendet sich explizit ab, wenn Kinder, alleine oder miteinander, in Schwierigkeiten geraten.
- **Laptops und Lernsoftware:** Kinder pröbeln oftmals sehr zeitintensiv, nicht angeleitet, unkontrolliert und daher planlos an PCs, Laptops und Tablets herum, bis oft rein zufällig irgendwelche Lämpchen und Töne signalisieren, dass sie richtig getippt haben und das Resultat nun stimmt.
  N. B.: Im Kindergarten haben Computer nichts zu suchen.
- **Vermehrte Vorschriften für immer mehr administrative Aufgaben:** Die Kindergärtnerin muss zu jedem Kind umfangreiche Beurteilungsbögen ausfüllen, Tests zur Sprachstandserhebung durchführen und mit dem Kind in dessen Portfolio alle seine Lernschritte dokumentieren.

«Kontrollwahn im Kindergarten» (aus Annabelle)

Kindergärtnerin B. «musste 1512 Fragen beantworten. Ein bürokratischer Albtraum. Gut dreissig Stunden hat sie daran gearbeitet. Lange Stunden, in denen sie lieber einen Waldtag vorbereitet und eine neue Bastelidee ausprobiert hätte. Stattdessen musste sie für jedes ihrer 21 Kindsgi-Kinder einen Lernbericht ausfüllen, 72 Kreuzchen pro Kind, auf einer Skala von 1 bis 4. So will es das Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt. Auch in anderen Kantonen, etwa im Aargau oder in St. Gallen, wurde ein Bewertungsbogen eingeführt. Mit dem Lehrplan 21 werden vermutlich bald auch in der übrigen deutschsprachigen Schweiz Kindergartenkinder standardisiert beurteilt.» (Barbara Achermann, Annabelle vom 30.07.2014)

Damit werden kleine Kindergartenkinder auf unstatthafte Weise (Therapie statt Pädagogik) in Kompetenzrastern, Psycho- und Soziogrammen einsortiert. Die Bildungsverwaltung gibt ihnen keine Gelegenheit, in Ruhe, mit Freude und ohne jeden Leistungsdruck ihre Lernschritte zu machen. Stattdessen haben sie gänzlich überhöhten Kriterien zu genügen, die nicht einmal jeder Erwachsene auf Anhieb zu erfüllen vermag. Mit dem Lehrplan 21 würden diese schädlichen Entwicklungen in allen betroffenen Kantonen definitiv eingeführt. ***Noch ist Zeit für einen klaren Stopp!***

Erhalten wir den Kindergarten als eigene Stufe und altersgemässe und kindgerechte Grundlage für die spätere Schule!

Weitere Informationen, speziell auch zum „Kontrollwahn im Kindergarten“:
www.starkevolksschulesg.ch/kindergarten/

Flugblatt dazu: http://starkevolksschulesg.ch/wp-content/uploads/Flugi-Kiga-def..pdf

Kindergarten im Kanton Zürich und Lehrplan 21

Diskussionsbeitrag zur Vernehmlassung des Zürcher Lehrplans 21

Aufgrund der Richtlinien der OECD werden die Schweizer Kinder früher kindergartenpflichtig.

Die Schweiz hat sich damit einmal mehr den Nachbarländern angepasst. Früher war der Stichtag der 30. April. Das HamoS-Konkordat legt den Stichtag neu auf den 31. Juli fest. Diese Herabsetzung der Altersgrenze hat Folgen, da ein Kindergartenkind in drei Monaten grosse Entwicklungsfortschritte macht: Die hochqualifizierte Arbeit im Schweizer Kindergarten wird im Niveau abgesenkt.

Der Kindergarten wird im Lehrplan 21 mit den ersten zwei Primarschulklassen zu einem Zyklus zusammengefasst.

Bereits die vorherigen Ausführungen wären ein notwendiger Grund, einen alters- und entwicklungsgerechten, eigenständigen Lehrplan für den Kindergarten zu erstellen. Für die Einschulung kann es nur von Vorteil sein, wenn im Kindergarten klar formulierte Lernziele bestehen, auf die im ersten Schuljahr aufgebaut werden kann. Aber im Lehrplan 21 gibt es keinen Lehrplan für den Kindergarten mehr. Der Kindergarten wird mit den ersten zwei Primarklassen zu einem stufenübergreifenden Zyklus zusammengefasst. Für den Kindergarten gibt es schon lange detaillierte Rahmen und Lehrpläne, warum hat man diese im Lehrplan 21 nicht übernommen und evtl. noch „verfeinert“? Offensichtlich ist geplant, über diesen Weg die Grund- bzw. Basisstufe durch die Hintertür einzuführen. Der Entwicklungsstand eines Kindergartenkindes unterscheidet sich aber grundlegend von dem eines Primarschülers. Rechenaufgaben sind für das Kindergartenkind (mit ganz wenigen Ausnahmen) viel zu abstrakt, während ein Primarschüler diese gerne und wissbegierig löst. Andererseits findet ein Primarschüler die Aufgaben des Kindergärtlers – z. B. das Mengenverständnis (viel/wenig) – als zu „bubig“. Für den Kindergarten und die Primarschule sind zwei auf den Entwicklungsstand der jeweiligen Stufe abgestimmte Lehrpläne nach wie vor sinnvoll.

Im Lehrplan 21 wird für den ersten Zyklus die selbständige Gruppenarbeit propagiert.

Bei allen Vorschulkindern – und ganz besonders bei solchen mit Migrationshintergrund – ist die Vermittlung von Grundlegendem und von Grundbegriffen aus dem Umfeld des Kindes wichtig. So kann es den Bezug zu seiner unmittelbaren Lebenswelt herstellen, es erfährt Neues und lernt sprachlich dazu. In der geführten Kleingruppe wie auch in der vertrauten Klasse und in enger Beziehung zur Kindergärtnerin gelingt dies am besten. Dies entspricht den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Im Lehrplan 21 wird jedoch vermehrt die selbständige Gruppenarbeit der Kinder propagiert. Und dies, obschon längst beobachtet wurde, dass gerade Migrationskinder und Kinder, die in ihrer Entwicklung etwas zurückgeblieben sind, in selbständig agierenden Gruppen untergehen, oftmals allein schon aufgrund ihres sprachlichen Defizits. Für das Kindergartenkind braucht es die kleinschrittigen, bedachten Vorgaben der Kindergärtnerin.

Methodenfreiheit auch im Kindergarten.

Für die Kindergartenarbeit werden immer mehr Vorgaben als verbindlich erklärt: Kooperatives Lernen (Placemat, Kugellager), Unterrichtsvorgaben (Lezus), Büchervorgaben, Spiele. Die Methodenfreiheit darf aber nicht eingeschränkt werden. Ob Gruppenunterricht oder Klassenunterricht angewendet wird, muss die Freiheit der Kindergärtnerin bleiben und darf nicht festgeschrieben werden, wie dies der Lehrplan 21 tut. Im Klassenunterricht spricht der Lehrer alle Kinder an, er hat jedes Kind im Auge. Ein weiterer Vorteil dieser Unterrichtform ist, dass die Schüler spontan reagieren und sich einbringen können, der Dialog oder gar das Klassengespräch

entsteht. Solche Bürger braucht das Land später: Menschen, die sich einbringen, sich austauschen, Überlegungen anstellen und so „das Rad der Geschichte sinnvoll weiter entwickeln“.

Die Kindergärtnerin ist verantwortlich für das Geschehen im Kindergarten.

Selbständige Einzel- oder Gruppenarbeit nach Wochenplan oder Themenarbeit wird im neuen Lehrplan gefordert. Die Lehrerin, der Lehrer versteht sich dann nur noch als Coach. Die Klasse bleibt vermehrt sich selbst überlassen. Erfahrungsgemäss sind schon bald negative Auswirkungen zu beobachten: In Kleingruppen bzw. in nicht geführten Klassen kristallisieren sich schnell Anführer heraus, die das Geschehen bestimmen – ruhigere Kinder stehen eher zurück und fügen sich. Leistungsmässig gute und sichere Schüler übernehmen die Arbeit in den Kleingruppen, die schwächeren schwimmen nur mit, driften ab und machen kaum oder gar keine Lernschritte.

Der Lehrplan 21 umschreibt nur Kompetenzen: Dabei geht das pädagogische Ethos verloren.

Das blosse Vermitteln von Kompetenzen ist vergleichbar mit dem Auffüllen eines Schubladenschranks mit Fähigkeiten. Blosses Anwenderwissen ist gefragt. Dementsprechend sehen auch die Beurteilungsbögen und Testbatterien aus. Wo bleibt da das humanistische Bildungsverständnis in unserer christlich-abendländischen Tradition? Unsere Aufgabe als Lehrer ist es neben der reinen Wissensvermittlung doch, das Kind zu begleiten, ihm menschlich beizustehen, es zu stärken, ein „Herz für es zu haben“. Von der Lehrerin ist mehr gefordert, als dass sie nur Lernmaterial zur Verfügung stellt. In der wohlwollenden und fördernden Beziehung zur Kindergärtnerin, zum Lehrer fühlen sich die Kinder aufgehoben und können sich positiv entwickeln.

Elke Backfisch, Zürich

Original (von der Autorin für SVSG überarbeitet)

http://lehrplan-vors-volk.ch/data/documents/Newsletter-160618.pdf

Mehr dazu:

http://starkevolksschulesg.ch/kindergarten/

Prättigauer und Herrschäftler, 6. August 2016

Graubünden

Unterwegs für Freiheit in Bildungsfragen

Die Doppelinitiative «Mitsprache bei Bildungsfragen» und «Mitsprache bei Lehrplänen» stösst bei der Bevölkerung auf Interesse. Dies zeigte unsere erfolgreiche Fahrradaktion im Juli mehr als deutlich. Im August sind wir nun wieder unterwegs, diesmal mit dem Zug und dem Postauto.

Mit den pausenlosen Reformversuchen der letzten Jahre ist unsere einst anerkannt gute Volksschule inzwischen zum Spielball der Bildungsstrategen geworden. Mit der bevorstehenden Einführung des Lehrplans 21 findet diese Entwicklung ihren vorläufigen Höhepunkt. Leider entfernte sich die Volksschule dadurch immer weiter von der Bevölkerung. Zwar wurde die Schule komplizierter und teurer, doch leider nicht wirklich besser. Lehrmeister beklagen, dass viele Schulabgänger den Ansprüchen der Lehrbetriebe nicht mehr genügen. Über die Gründe dafür wird in Expertenkreisen gerätselt und wahrscheinlich bereits die nächste Reform vorbereitet.

Auch Eltern stellen vermehrt fest, dass ihre Kinder in der Schule das Basiswissen nicht mehr mitbekommen. Oft müssen sie zu Hause zum Beispiel den Zehnerübergang oder den Dreisatz nochmals erklären, weil diese Grundlagen heute schon nicht mehr sorgfältig eingeführt werden. Umso wichtiger ist es, dass auch in Zukunft grundlegende Inhalte und Ziele des Unterrichts in den einzelnen Fächern klar geregelt sind. Die Volksschule gehört wieder demokratisch kontrolliert.

Uns interessiert die Meinung der Bündner Bevölkerung. Im August nehmen wir uns deshalb viel Zeit, um noch besser herauszuhören, wo der Schuh drückt. Wir fahren in die Dörfer und freuen uns auf interessante Gespräche über unser Bildungssystem. Dabei sammeln wir weiterhin Unterschriften – weit mehr als die Hälfte ist schon beisammen.

Für das Initiativkomitee
Elisabeth Calcagnini

Das Initiativkomitee «Mitsprache bei Bildungsfragen» und «Mitsprache bei Lehrplänen» ist derzeit unterwegs in Graubünden. *Foto: zVg*

Mehr dazu:

Wir sammeln Unterschriften

http://guteschule-gr.ch/wordpress/?p=466

Hörbeitrag bei Südostschweiz

Die Initianten der Doppelinitiative sprechen sich gegen den Lehrplan 21 aus. Grundsätzlich geht es darum, dass die Bevölkerung mehr Mitspracherecht bei der Gestaltung des Lehrplans erhalten soll.

http://www.suedostschweiz.ch/sendung/beitrag/doppelinitiative-des-komitee-gute-schule-graubuenden

Tagblatt, 4. August 2016

Der Hundeschwumm reicht aus

Wie der Wasser-Sicherheits-Check funktioniert, hat das kantonale Sportamt im Juli den Medien erklärt. *(Reto Martin)*

Kinder müssen am Ende der Schulzeit schwimmen können. Auch im neuen Lehrplan ist Schwimmen als Kompetenz verankert. Wie sich Schüler aber im Wasser fortbewegen sollen, das ist nicht genau definiert.

MICHèLE VATERLAUS

FRAUENFELD. Jeder Thurgauer Schüler soll schwimmen können. Das ist als Kompetenz im neuen Lehrplan festgehalten. In der Vernehmlassung haben aber beispielsweise Bildung Thurgau und die Industrie- und Handelskammer (IHK) Bedenken geäussert, dass diese Ziele nicht erreicht werden können. Der Grund: Im Thurgau gibt es wenig Wasserfläche, zumindest indoor. Das Problem stellt sich bereits heute. Denn auch im alten Lehrplan ist festgehalten, dass Schüler schwimmen lernen müssen. Trotzdem gibt es nicht an allen Thurgauer Schulen Schwimmunterricht.

Ein Platzproblem

«Jene Hallenbäder, die es gibt, sind schon mit den Schulen aus der Standortgemeinde ausgebucht», sagt Anne Varenne, Präsidentin von Bildung Thurgau. Kleinere Gemeinden von ausserhalb hätten kaum eine Chance, die Wasserfläche zu mieten. «Und die wenigen schönen Tage, an denen die Lehrpersonen mit den Kindern ins Freibad können, reichen bei weitem nicht, um schwimmen zu lernen.» Diese Problematik kennt auch Felix Züst, Präsident der Thurgauer Schulgemeinden und Präsident der Volksschulgemeinde Bischofszell. «Wir können höchstens in der Badi Bischofszell oder in den Hauptwiler Weihern schwimmen», sagt er. «Wir sind darum darauf angewiesen, dass die Eltern privat aktiv werden.» Seine eigenen Kinder hätten beispielsweise Schwimmkurse in Gossau besucht.

Doch nicht alle Eltern gehen mit ihren Kindern schwimmen. Insbesondere bei ausländischen Familien sei dies nicht üblich, sagt Anne Varenne. Darum sei es durchaus wichtig, dass Schwimmen als Kompetenz im Lehrplan verankert sei. Doch nur mit der Festlegung, dass Kinder gewisse Kompetenzen im Schwimmen erreichen müssen, gibt es noch nicht mehr Hallenbäder. Die IHK rät in ihrer Stellungnahme zum Lehrplan trotzdem davon ab, Investitionen in diese Richtung zu tätigen. Wie sollen die Ziele also erreicht werden?

Anne Varenne hat auch keine Lösung. Sie erwartet darum, dass Lehrpersonen nicht darauf behaftet werden, wenn nicht alle ihre Schülerinnen und Schüler am Ende der obligatorischen Schulzeit schwimmen können.

Weniger Anforderungen

Peter Bär, Leiter des kantonalen Sportamtes, versteht die Sorge nicht. «Der Fokus im aktuellen Lehrplan ist auf das Schwimmen gelegt, da ist definiert, dass die Kinder Brustgleichschlag, Brust- und Rückencrawl beherrschen müssen.» Es gebe Schulgemeinden, die das sehr ernst neh-

men. «Steckborn beispielsweise fährt extra mit dem Bus nach Frauenfeld für den Schwimmunterricht.» Im neuen Lehrplan sind die Anforderungen aber andere. «Dort geht es vor allem darum, dass sich die Schüler über Wasser halten können. Es geht eigentlich schlicht ums Überleben.» Den Sicherheitscheck, den die Schüler gemäss dem neuen Lehrplan absolvieren müssen, hat das Sportamt im Juli vorgestellt.

Die Technik ist egal

Die Kinder müssen sich zu helfen wissen, wenn sie ins Wasser fallen oder hineingestossen werden. Bis zum Ende der Primarschule müssen sie in der Lage sein, sich eine Minute über Wasser zu halten und 50 Meter schwimmend zurückzulegen. Mit welcher Technik sie schwimmen, ist dabei nicht definiert. «Theoretisch können sie die 50 Meter auch im Hundeschwumm zurücklegen.» Die Vorgaben seien Orientierungspunkte, die erfüllbar seien. «Auch wenn man nur im Sommer ins Freibad geht – ein Hallenbad ist dafür nicht notwendig.»

http://www.tagblatt.ch/ostschweiz/thurgau/kantonthurgau/tz-tg/Der-Hundeschwumm-reicht-aus;art123841,4706928

Kommentar:

amul (04. August 2016, 13:32)

Wenn ich also will, dass meine Kinder halbwegs schwimmen lernen (Brust, Crawl, Rücken...), dann muss ich sie in einen Privatkurs schicken, die öffentliche Volksschule bringt das nicht mehr fertig. Und genau gleich läuft es mit Deutsch, Mathe, Fremdsprachen, naturwissenschaftlichen Fächern..., wenn LP21 eingeführt wird, mein Kind braucht überall einen Privatlehrer. Niederhasli ZH hat genau diese Erfahrung gemacht. Die haben LP21 bereits eingeführt. Die Folgen: Schüler-Elterndemos auf der Strasse, Lehrer-Austritte... Gute Nacht SG-TG, wenn sie flächendeckend LP21 einführen werden!

Ostschweiz, 7.8.2016

OBACHT

Schwimmen fördert die Integration

Silvan Lüchinger

Da können sich die Welschen und Bundesrat Berset noch so echauffieren: Die Thurgauer Primarschüler müssen nicht Französisch können. Es reicht vollauf, wenn sie sich in der Oberstufe damit abplagen. Schliesslich wird ein rechter Teil von ihnen ohnehin nie in die Westschweiz reisen. Die Romands interessieren sich ja auch nicht für den Thurgau. Geht es mal ans Mittelmeer oder nach Paris, kommt man dort mit Frühenglisch problemlos durch.

Mit dem Schwimmen ist es etwas anderes. Gemäss Lehrplan müssen sich Thurgauer Kinder am Ende der Primarschule eine Minute über Wasser halten können. Und 50 Meter schwimmend zurücklegen. Die Technik ist egal. Es darf auch der Hundeschwumm sein. Lehrer, die nicht die ganze Klasse so weit bringen, müssen mit Lohnabzug und im Wiederholungsfall mit Patententzug rechnen. Das ist vertretbar: Schwimmen ist eine überlebensnotwendige Kulturtechnik. Frühfranzösisch eine überflüssige.

Die Schwimmpflicht ist erst noch ein patentes Mittel zur Steigerung der Integrationsbereitschaft. Bekanntermassen können viele Migranten nicht schwimmen. Weil es ihnen in der Heimat am Wasser fehlte, um es zu lernen. Mit dem Bodensee vor der Tür ist das kein Problem. Wer hier nicht schwimmen lernt, will sich nicht anpassen.

Warum soll ein Eritreer wissen, was 1291 war und was die Vereinigte Bundesversammlung ist? Schwimmen muss er können. Mindestens 100 Meter. Von Fremden darf man ja ein bisschen mehr verlangen.

http://www.tagblatt.ch/ostschweiz-am-sonntag/front/Schwimmen-foerdert-die-Integration;art304170,4710012

Seniora, 06. August 2016

Brief aus Brasilien zur Bedeutung unserer Muttersprachen

Von Wolf Gauer, São Paulo / Brasilien*

Liebe Schweizerinnen und Schweizer,

hab grad auf infosperber Daniel Goldsteins Beitrag "Liebe Festgemeinde, verstehen Sie mich?" gelesen. Darf ich einmal den Teufel an die Wand malen?

Ja, Französisch und Italienisch fallen allmählich ganz europaweit unter den Tisch. Auch in Deutschland. Ich hatte noch das Glück, 6 Jahre Latein und 9 Jahre Französisch auf dem "Neusprachlichen Gymnasium" zu lernen. Britisches Englisch lief so nebenher, Altgriechisch und Russisch gabs im Wahlangebot. Mittlerweile ist Englisch überall die Nummer Eins, möglichst in der amerikanischen Alltags-Version von 300 Wörtern und mit penetrant aufgesetztem Kaugummi-Akzent.

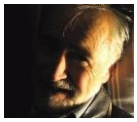
Yeah, you guys, in absehbarer Zeit könnte es sein, dass Deutsch- und Welschschweizer ganz plötzlich auf Englisch umschalten, wenn sie irgendetwas eingehender besprechen müssen. Denn so will es die angloamerikanische Weichenstellung: Anglophonie, angloamerikanischer "life style" - identische, marktorientierte Verbraucher- und Verhaltensgewohnheiten. Die globalen "Eliten" haben den Ami-Slang ja längst adoptiert. TTIP will u.a. die Publikationsnormen europäischer Filme den US-amerikanischen unterwerfen. Am Tag des französischen Gesetzerlasses zur Verwendung des Französischen im öffentlichen Bereich taufte der französische Verkehrsminister den ersten französischen Kanaltunnel-Zug "Le Shuttle".

Dass die französische Sprache d e r Agglutinationskern europäischen Seins und Denkens ist, sozusagen das beste Fass im europäischen Keller, scheint aus dem europäischen Bewusstsein zu schwinden. Amüsant immer wieder, aber auch traurig, wie man weltweit per "you guys" abgefertigt wird und das dann auch noch goutieren soll. Auch in brasilianischen Supermärkten quillt US-amerikanischer "sound" aus dem Lautsprecher, den natürlich keiner versteht. Aber das soll ja auch niemand, wir sollen uns ja einfach "amerikanisch" fühlen, als Teil von "world's leading culture".

Kürzlich hat ein junger schweizerischer Dozent berichtet, dass er seinen Studenten bei Zitaten Sprachquoten auferlegt, um das Überhandnehmen des Englischen zu bremsen. Ich bewundere seine Courage. Muss aber bemerken, dass vorm Zweiten Weltkrieg rund 40 % aller naturwissenschaftlichen Veröffentlichungen in Deutsch erfolgten, während heute deutsche Arbeiten zuallererst als englischer "abstract" kursieren und danach als englischer Volltext.

Die kulturelle Übergletscherung, die Verdrängung regionalen Fühlens und Seins erfolgt über die unbewusste Deklassierung unserer originären Sprachen und ihrer Varianten. Und das sage ich als geharnischter Gegner jeder Art von gewollter "Volkstümelei". Die Muttersprache - mein Pfälzisch ("Pälzisch") zum Beispiel - ist ein wohlig-warmes Bad, das aber immer mehr belächelt wird. Deutschlands erster Bundespräsident, Theodor Heuss, sprach noch ein wunderschönes "Honoratioren-Schwäbisch"; der Bayrische Rundfunk legte Wert auf regionale Tonart und Wortwahl. Das aktuelle kühle, spröde und insgesamt steril-hochnäsige Fernsehdeutsch und die "Verlautbarungssprache" von Merkel & Gauck sind mir zutiefst zuwider. Pflegen wir deshalb beides, unsere regionale Muttersprache und zugleich die Sprachen unserer Nachbarn. Bestehen wir darauf! Nicht nur zwecks Kommunikation sondern auch als Zeichen von Respekt und Miteinander. Und vermeiden wir das so bequeme wie ärmliche Umsteigen auf den flachen, nichtssagenden anglo-amerikanischen Weltsprech.

Herzlichst
Wolf



*Wolf Gauer ist Filmemacher und Journalist, lebt seit 1974 in Brasilien. Er schreibt für die Zf. Ossietzky und andere deutschsprachige Periodika.

https://www.seniora.org/de/home/uebersicht-aller-beitraege-erziehung/939-brief-aus-brasilien-zur-bedeutung-von-sprache?highlight=WyJ3b2xmIiwiZ2F1ZXIiLCJ3b2xmIGdhdWVyIl0=

Beobachter 16/2016, 05. August 2016,

Schule Sind Noten überflüssig?

Für ihr innovatives Lernkonzept erhielt die Zürcher Schule Seehalde 2016 den Lissa-Preis.

Der Lehrplan 21 rüttelt am traditionellen System, mit dem Lehrer Schüler bewerten. Doch funktioniert eine Schule ohne Noten?

Irgendetwas hat gefehlt. Unvermittelt stehen Jugendliche auf dem Pausenplatz, schwatzen und albern herum. Nach 20 Minuten sind sie ebenso plötzlich wieder weg. «Einen Gong gibt es hier nicht», erklärt Schulleiter Gregory Turkawka. Ein Detail, scheinbar belanglos – und doch richtungsweisend. Im Sekundarschulhaus Seehalde im zürcherischen Niederhasli regeln die Schülerinnen und Schüler vieles in eigener Verantwortung.

Sogar das Heiligtum der Schulen, das Mass aller Dinge, arrangieren hier die Lernenden teils in Eigenregie: die Noten.

Nach den Ferien, zu Semesterbeginn, legen die Schülerinnen und Schüler in den Kernfächern Mathematik, Deutsch, Englisch und Französisch ihre persönlichen Notenziele fest. Dann versuchen sie diese in ihrem eigenen Tempo zu erreichen, mit so viel Unterstützung durch die Lehrpersonen, wie sie dafür benötigen. Auf «Kann-Listen» haken sie den Stoff ab, den sie beherrschen. Das sorgfältige Führen dieser Listen bringt Punkte. Weitere Punkte können sich die Lernenden durch Reflexion, Planung und Fachberatung erarbeiten. Die Punkte machen zusammen bis zu 30 Prozent der Zeugnisnote aus. Die restlichen 70 Prozent bilden Leistungsnachweise durch Fachtests oder mündliche Prüfungen.

Eine Frage der Transparenz

Das Prinzip, die Schülerinnen und Schüler zu Managern ihrer eigenen Zensuren zu machen, findet bei immer mehr Fachleuten Zustimmung. «Die abstrakte Ziffer bekommt Inhalt, wenn die Schüler miterleben, wie es dazu gekommen ist», sagt Martin Schäfer, Rektor der Pädagogischen Hochschule Bern. «So ist es die Note des Jugendlichen und nicht die des Lehrers.»

Diese transparente Art der Notengebung ist nur ein Aspekt einer Organisationsform, die die Sekundarschule Niederhasli für ihre 240 Lernenden im Schuljahr 2013/14 eingeführt hat. Das Modell stellt das selbstorganisierte Lernen – Fachkürzel: SOL – ins Zentrum. Dafür wurden die alten Klassenstrukturen aufgelöst und altersdurchmischte Stammgruppen der Niveaus A oder B geschaffen. Zugleich hat man die Lerninhalte digital aufbereitet, alle Schüler arbeiten mit Tablets.

«Das ist kein Experiment! Wir bilden exakt den Lehrplan ab.»

Gregory Turkawa, Schulleiter

Schulleiter Turkawka, ein 45-jähriger Quereinsteiger, früher im Medienbereich tätig und Mitgründer des Kurierdienstes Veloblitz, kennt die Reflexe, die Formeln wie «Selbstorganisation» und «Altersdurchmischung» auslösen. Deshalb stellt er klar, noch ehe er gefragt wird: «Das ist kein Experiment! Wir bilden exakt das ab, was bezüglich Lehrplan und Beurteilung im Gesetz steht.»

Bezüglich des bisherigen Lehrplans, wohlgemerkt. Denn das neue Regelwerk, der umstrittene Lehrplan 21, soll in den meisten Kantonen erst noch eingeführt werden (siehe Grafik). Für kontroverse Debatten sorgt er wegen seiner Grundausrichtung auf Kompetenzen. Es ist nicht mehr in erster Linie massgeblich, was die Kinder wissen, sondern was sie können sollen. Und weil solche übergreifenden Fähigkeiten nicht ausschliesslich wie Wissen abgefragt und beurteilt werden können, entfacht der Lehrplan 21 die alte Diskussion um die Rolle von Noten neu.

Ein Schulprojekt nach dem Konzept des selbstorganisierten Lernens (SOL): Ein schwächerer Schüler holt sich Hilfe bei einer stärkeren Kollegin.

Ziffern, Sätze oder was?

Soll man schulische Leistung künftig anders messen als mit den – nur vermeintlich – präzisen Ziffern 1 bis 6? Etwa mit ausformulierten Bewertungen? Einem sauberen Schnitt zwischen «bestanden» und «nicht bestanden»? Oder stellt sich gar die Schwarz-Weiss-Frage: Gibt es eine Schule ganz ohne Noten?

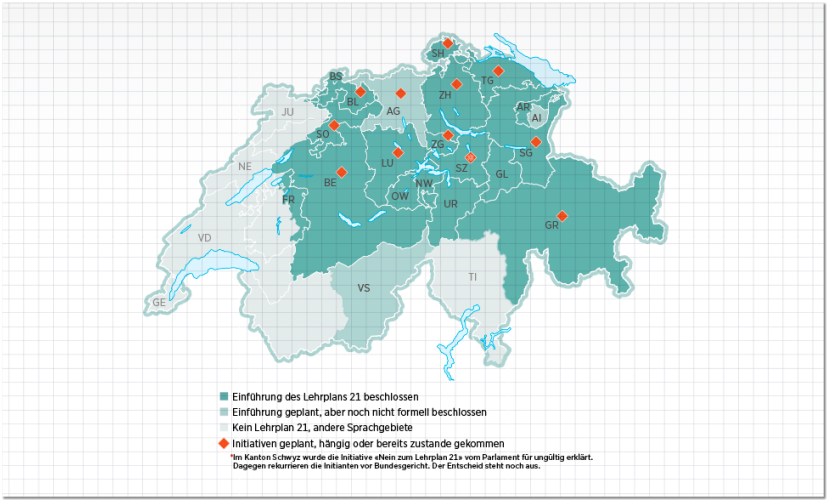
«Eine Beurteilung mit Noten ist auch mit dem Lehrplan 21 möglich», steht dazu vorsichtig in den Informationen zum neuen Regelwerk. Bloss noch als Option? Christoph Mylaeus, Geschäftsleiter der federführenden Deutschschweizer Erziehungsdirektoren-Konferenz, präzisiert: Der neue Lehrplan definiere die Form der Leistungsbeurteilung nicht. Daher: «Die Lehrpersonen werden weiterhin die Lernziele setzen und deren Erreichen überprüfen. Die Kantone planen nicht, die Notenzeugnisse abzuschaffen.»

Das sei zurzeit auch unrealistisch, sagt Tina Hascher vom Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Bern. «Eigentlich müsste man gemäss Lehrplan 21 keine Noten geben, aber so weit sind wir noch nicht» (siehe Interview).

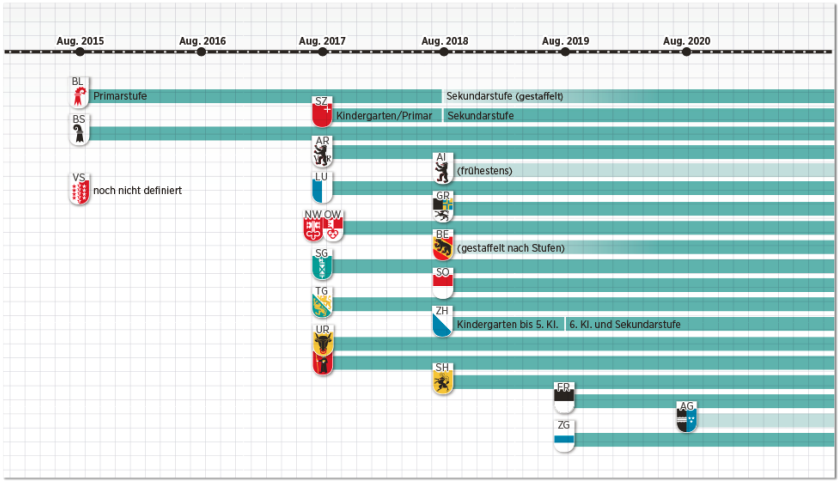
Die Prognose: Die Zensuren bleiben der Volksschule einstweilen erhalten – aber die Art, wie sie entstehen, wird sich verändern.

Wo steht der Lehrplan 21?

Die Deutschschweizer Erziehungsdirektoren-Konferenz (D-EDK) hat den Lehrplan 21 in den Jahren 2010 bis 2014 erarbeitet. Mit diesem ersten gemeinsamen Lehrplan für die Volksschule haben die 21 deutsch- und mehrsprachigen Kantone den Artikel 62 der Bundesverfassung umgesetzt, mit der Absicht, die Schulziele zu harmonisieren. Über die Einführung des Lehrplans 21 entscheidet jeder Kanton gemäss den eigenen Rechtsgrundlagen. Während die Regierungen hinter dem Projekt stehen, gibt es an der Basis Widerstand. In zwölf Kantonen wird der neue Lehrplan mit Volksinitiativen bekämpft.



Fahrplan der Einführung



Zeitpunkt (Beginn des Schuljahrs) der geplanten Inkraftsetzung des Lehrplans 21 in den einzelnen Kantonen. In den beiden Basel gilt das neue Regelwerk bereits.

Was braucht es für schulischen Erfolg?

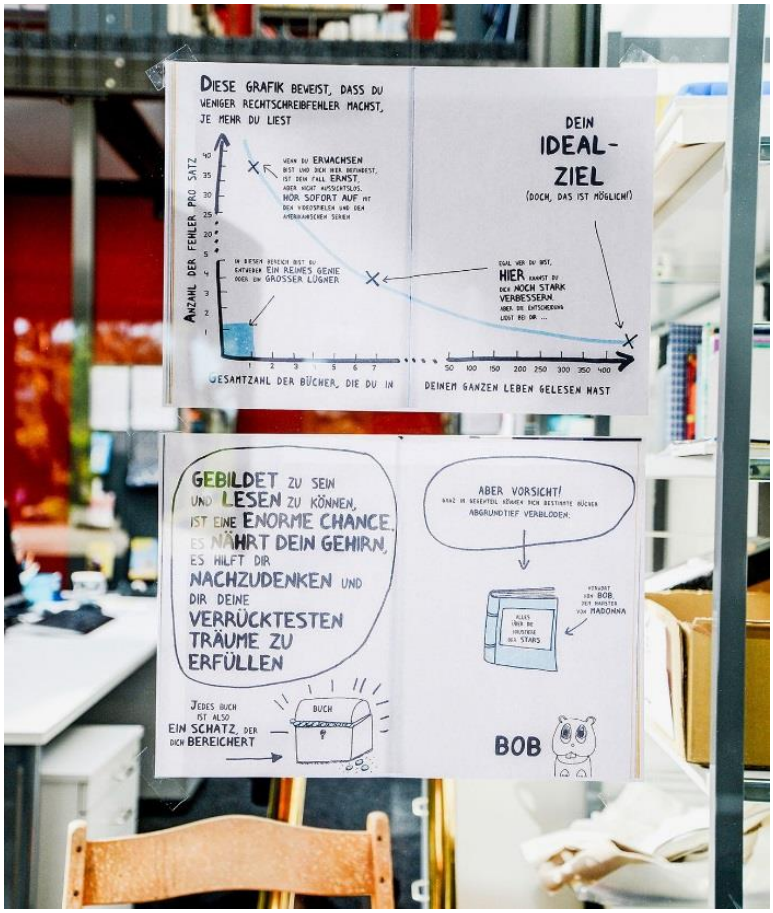
Das führt zurück nach Niederhasli, in Gregory Turkawkas Büro, wo man sich in einem behaglichen Studio wähnt: orangefarbenes Sofa, niedriger Couchtisch. Aus der Anlage plätschert Popmusik, aber Turkawka übertönt sie locker, als er mit Verve von den Ursprüngen des Modells in der «Seehalde» erzählt. «Unsere Leitfrage war: Was brauchen die Schüler, um erfolgreich zu sein im Leben?» Nur für den jeweils erforderlichen Notenschnitt zu büffeln, um sich von Stufe zu Stufe weiterzuhangeln, schien dafür nicht ausreichend.

Damals, 2011, war die Kompetenzorientierung des Lehrplans 21 bereits absehbar. Ebenso die in staksigem Amtsdeutsch formulierte Absicht, «das Lernen verstärkt als selbstgesteuerten Prozess zu verstehen». Ausgerichtet auf diese Punkte, entstand eine Struktur, die die Schüler in ihrem dreijährigen Zyklus an der Oberstufe «zu Experten ihres Lernens» machen soll, so der Schulleiter. Ein Element ist die hohe Gewichtung der überfachlichen Kompetenzen wie Teamfähigkeit oder Termintreue – die Soft Skills auf der zweiten, unbenoteten Seite des Zeugnisses, die gerade künftige Lehrmeister stark beachten.

«Hier kann niemand schlüüfe»

Die Selbstorganisation ist im Schulhaus Seehalde sichtbar. Anderswo ist es zu Unterrichtszeiten in den Gängen totenstill, doch hier sind die Lernenden unterwegs – um sich Wissen für die angestrebte Zeugnisnote zu beschaffen. Ziel sind vor allem die Lernateliers «Magrathea», «Flow» und «Viva», eine Art Grossraumbüros für die individuelle Vertiefung der Lerninhalte. Für die Fachberatung stehen neben den Lehrpersonen auch begabte Kollegen zur Verfügung: Schüler können andere Schüler, die im Stoff schon weiter sind und sich im Lernstadium «Fortgeschritten» oder «Experte» befinden, gezielt um Rat fragen.

Von aussen betrachtet, läuft das scheinbar zufällig ab. Das Gegenmittel ist eine ganze Palette von Orientierungs- und Übungsinstrumenten. Sie stellen für jedes Semester sicher, dass in allen Fächern die erforderlichen Stoffgebiete gemäss Lehrplan behandelt werden. Die Schüler müssen die entsprechenden Dokumente minutiös führen: «Niemand kann schlüüfe», sagt Gregory Turkawka. Das System sei anspruchsvoll, findet der reformfreudige Schulleiter.



Das Lernkonzept setzt auf Selbstverantwortung.

In der Schullandschaft stösst das Modell aus dem Zürcher Unterland auf reges Interesse. Soeben hat es den Lissa-Preis 2016 erhalten, den die Stiftung für hochbegabte Kinder verleiht. Gelobt wurde das Projekt für sein «an den individuellen Begabungspotenzialen aller Lernenden orientiertes Lernkonzept». Auch in anderen Schulen – Wädenswil, Basel, Neftenbach – setzt man auf selbstorganisiertes Lernen, im luzernischen Entlebuch sogar auf der Primarstufe.

In Niederhasli bricht man aber wohl am radikalsten mit der Tradition. Und doch: Selbst hier verbringen die Schüler nur acht bis zehn Stunden pro Woche in freien Lernphasen. Der Rest der 32 bis 36 Lektionen ist gewöhnlicher Fachunterricht – auch in der klassischsten aller Formen: die Lehrperson frontal vor der Klasse. Die «Revolution von Niederhasli», wie es in Medienberichten schon hiess, ist womöglich nur ein Revolutiönli.

Der Lehrer machts aus

Das hilft vielleicht, die Methodendiskussion etwas gelassener zu führen. Dafür sprechen etwa die Erkenntnisse des Bildungsforschers John Hattie. Nach Auswertung von über 50000 Einzelstudien kommt der Neuseeländer zum Schluss: Das weitaus Wichtigste für den Lernerfolg der Schüler sind die Fähigkeiten der Lehrer. Das mag banal klingen, birgt aber bildungspolitisch Sprengkraft. Vor allem wenn man auf die Faktoren mit vergleichsweise wenig Effekt schaut. Die Unterschiede zwischen traditionellem Frontalunterricht und offenen Formen sind gemäss Hattie minim. Der Schlüssel ist nicht die Form, sondern die Qualität des Unterrichts.

In seiner Untersuchung «Visible Learning» listet Hattie 138 Wirksamkeitsfaktoren für eine gute Lernentwicklung auf. Weit oben auf der Skala steht das Feedback durch die Lehrperson, Noten hingegen spielen keine Rolle. «Leider verwechseln viele Lehrer Feedback mit Noten», so der Bildungsforscher in einem Interview. «Gutes Feedback meldet dem Schüler hingegen zurück, wo er bei einer Aufgabe richtige, wo falsche Wege gegangen ist und wie er noch anspruchsvollere Ziele erreichen kann.»

Text: Birthe Homann und Daniel Benz
Fotos: Hanna Jaray
Infografik: Anne Seeger, Quelle: Projekt Lehrplan 21, Recherchen Beobachter

1 Kommentar

Peter Aebersold6.8.2016, 17:26 Uhr

LP21 - radikalste Systemänderung in der Geschichte der Volksschule: Im Gegensatz zur „Revolutiönlischule“ Niederhasli, wo es nur acht bis zehn Stunden „selbstgesteuertes Lernen“ pro Woche für Sek-Schüler gibt, will die Erziehungsdirektorenkonferenz (D-EDK) das „selbstgesteuerten Lernen“ gemäss ihren „Grundlagen für den Lehrplan 21“ als alleinige "Lernmethode“ auch für Primarschüler einführen. Zitat D-EDK: «Mit der Kompetenzorientierung ergibt sich eine veränderte Sichtweise auf den Unterricht. Lernen wird verstärkt als aktiver, selbstgesteuerter, reflexiver, situativer und konstruktiver Prozess verstanden.» https://www.lehrplan.ch/sites/default/files/Grundlagenbericht.pdf Die Kompetenzorientierung mit dem "selbstgesteuerten Lernen" bedeutet in der Praxis, dass qualifizierte Lehrer und der

http://www.beobachter.ch/gesellschaft/artikel/schule_sind-noten-ueberfluessig/

SVSG, 2. Juli 2016

Stellungnahme des Vereins Starke Volksschule SG zum Beurteilungskonzept Fördern und Fordern

Beurteilungskonzept Fördern und Fordern
Vom Erziehungsrat zur Konsultation freigegeben am 20. April 2016
Beurteilungskonzept_Foerdern_und_Fordern_Konsultationfassung

Das Beurteilungskonzept Fördern und Fordern bringt eine neue individuelle und kompetenzorientierte Leistungsbeurteilung des Schülers mit sich, in dem die bisherige Leistungsnote nicht mehr als verlässlicher Wert gilt.

Die Noten 1 und 2 werden ohne ausreichende Begründung gestrichen und der Wert der Note relativiert. Eine Regelschule, in der allen Schülern in einem bestimmten Alter der gleiche Stoff vermittelt, vom Lehrer überprüft und mit einer Note bewertet wird, gibt es nicht mehr. Der individualisierende Unterricht mit dem altersdurchmischten Lernen, bei dem nur begabte und motivierte Schüler Chancen haben, verhindert eine gute Bildung für alle Kinder und entspricht nicht dem Gedanken der Volksschule.

Wenn es heißt: „Das erste Schuljahr wird mit Eintritt in den Kindergarten absolviert“, beginnt also die Schule und nicht der Kindergarten.

Das Wissen gerät in den Hintergrund. Stattdessen sollen Kompetenzen (Verhaltensweisen, Normen) beurteilt werden, was für den Lehrer schlichtweg schlecht möglich ist, da das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer ganz unterschiedlich sein kann. Der gleiche Schüler verhält sich bei einem Lehrer sehr konstruktiv und bei einem andern Lehrer weniger.

Eltern, Lehrer, Lehrmeister usw. können mit dieser Leistungs- und Kompetenzen-Beurteilung nichts anfangen. Mit dieser Beurteilung wissen wir nicht, wie gut ein Schüler am Ende der obligatorischen Schulzeit das Rechen, Lesen, Schreiben usw. beherrscht.

Der zwischenmenschliche und auch gemütsbildende Aspekt wird in diesem Konzept vernachlässigt. Das Klassengespräch, welches als verbindendes Element auf ein demokratisches Miteinander hinführt, hat ebenso keinen Wert, obwohl dies gemäss St. Galler Volksschulgesetz im Artikel 3 Erziehungs- und Bildungsauftrag verlangt wird:

> *1 Die Volksschule unterstützt die Eltern in der Erziehung des Kindes zu einem lebensbejahenden, tüchtigen und gemeinschaftsfähigen Menschen. Sie wird nach christlichen Grundsätzen geführt.*
>
> *2 Sie fördert die unterschiedlichen und vielfältigen Begabungen und die Gemütskräfte der Schülerin und des Schülers. Sie vermittelt die grundlegenden Kenntnisse und Fertigkeiten, öffnet den Zugang zu den verschiedenen Bereichen der Kultur und leitet zu selbständigem Denken und Handeln an.*
>
> *3 Sie erzieht die Schülerin und den Schüler nach den Grundsätzen von Demokratie, Freiheit und sozialer Gerechtigkeit im Rahmen des Rechtsstaates zu einem verantwortungsbewussten Menschen und Bürger.*

Es ist, wie wenn bei einem 100-Meter-Lauf alle Schüler an einem andern Ort starten, die Ziellinie nicht für alle dieselbe ist, die Zeit mit unterschiedlich schnell laufenden Uhren gemessen wird, einzelne Schüler vom Laufen befreit werden und die Zeiten nur noch in ganzen Sekunden angegeben wird.

Der natürliche Vergleich, die Motivation, der Wille sich zu verbessern usw. , alles Anreize, welche die Schüler zu einer guten Leistung motivieren könnten, gehen in diesem Konzept weitgehend verloren.

Für eine Starke Volksschule

Hanswalter Guidon

NZZ, 9.8.2016

Sozialverhalten von Kindern und Jugendlichen

Verhältnis zur Lehrperson zentral

In einer Langzeitstudie hat ein Forscherteam mit Beteiligung der ETH Zürich untersucht, wie sich die Beziehung zur Lehrperson auf das Sozialverhalten von Kindern und Teenagern auswirkt. Dabei bedienten sie sich eines Tricks.

Unterricht in der Schule: Mehr als nur Wissensvermittlung. (Bild:imago)

(sda)/ni. · Dass sich eine gute Beziehung zur Lehrerin oder zum Lehrer günstig auf das Sozialverhalten von Kindern und Jugendlichen auswirkt, scheint nicht überraschend. Bei all den Einflüssen, denen Kinder ausgesetzt sind, ist der Effekt dieser Beziehung aber nicht ganz einfach nachzuweisen.

Ein Forscherteam unter Leitung der Cambridge University in Grossbritannien und mit Beteiligung der ETH Zürich hat sich dieser Aufgabe gestellt, wie die ETH am Dienstag mitteilte. Für ihre Anfang Juli im «Journal of Youth and Adolescence» veröffentlichte Arbeit verwendeten die Wissenschafter Daten von über 1400 Zürcher Kindern. Diese waren im Rahmen der Langzeitstudie «z-proso» ab ihrem Schuleintritt im Jahr 2004 regelmässig befragt worden.

In den Fragebögen mussten die Kinder unter anderem ihr eigenes Sozialverhalten bewerten und beispielsweise angeben, wie oft sie andere geschlagen, gebissen oder getreten hatten (aggressives Verhalten) oder wie oft sie andere zu trösten versuchten, die traurig waren oder sich verletzt hatten (prosoziales Verhalten). Ausserdem befragten die Forscher die Eltern und Lehrpersonen zum Verhalten der Kinder.

Langzeitbeobachtung wird zum Experiment

Um den Effekt der Beziehung zur Lehrperson auf das Sozialverhalten zu ermitteln, machten sich die Wissenschafter den Lehrerwechsel zunutze, der im Schweizer Schulsystem beim Übertritt von der Unter- in die Oberstufe (vierte Primarklasse) ansteht. Konkret bildeten sie 600 Zweiergruppen von Kindern, die sich vor dem Lehrerwechsel in möglichst vielen der über 100 Parameter ihres Profils sehr ähnlich waren. Allein in ihrem Verhältnis zur Lehrperson unterschieden sich die beiden jeweiligen Kinder – dies aber auch erst in der Oberstufe. Durch diese Übungsanlage wird aus der Langzeitbeobachtung fast ein Experiment (gute Beziehung vs. schlechte Beziehung), dessen Auswirkungen auf das kindliche Sozialverhalten die Forscher in den folgenden Jahren überprüften.

Der Vergleich zeigte einen deutlichen Effekt: Im Durchschnitt verhielten sich die Kinder mit einem guten Verhältnis zur Lehrerin oder dem Lehrer um 38 Prozent weniger aggressiv als ihre jeweiligen Gegenstücke mit einem schlechten Lehrer-Schüler-Verhältnis. Die gute Beziehung stärkte ausserdem das prosoziale Verhalten um 18 Prozent, wie die Wissenschafter berichten.

Andere Faktoren ausgeschlossen

Dank dem gewählten Studiendesign habe man andere Einflüsse weitgehend ausschliessen können, die ebenfalls die Ursache des unterschiedlichen Verhaltens hätten erklären können, kommentiert Ingrid Obsuth von der Cambridge University. Auch dürften sich die Ergebnisse breit verallgemeinern lassen, ist Denis Ribeaud von der ETH Zürich überzeugt. Dafür spreche etwa die Tatsache, dass andere Studien bei jüngeren Kindern zu ähnlichen Resultaten gekommen seien.

Die relativ starke Wirkung einer positiven Beziehung zur Lehrperson überraschte die Forschenden nach eigenen Angaben selber. So trage ein gutes Schüler-Lehrer-Verhältnis mindestens ebenso stark wie die gängigen Gewaltpräventionsprogramme zu einem positiven Verhalten bei, schreibt die ETH. Diese Botschaft gelte es in die Aus- und Weiterbildung der Lehrer einfliessen zu lassen – denn damit mache man effektive Gewaltprävention.

http://www.nzz.ch/wissenschaft/medizin/sozialverhalten-von-kindern-verhaeltnis-zur-lehrperson-zentral-ld.109856

Zeit-Fragen, 2. August 2016

Wie das Fernsehen unsere Jugend beeinflusst

Eine Lehrerin im Dialog mit ihrer Klasse

von Anne Noll

Germany's Next Topmodel ist eine deutsche Castingshow im Reality-TV-Format des Senders ProSieben. Seit 2005 wird diese Serie jährlich produziert. Bereits die erste Staffel wurde von 2,75 Millionen Zuschauern gesehen. Sie erreichte damit 7,9 Prozent des Gesamtpublikums und 13,5 Prozent der werberelevanten Zielgruppe der 14- bis 49jährigen.
Selbsterklärtes Ziel der Sendung ist es, Deutschlands «nächstes Topmodel zu finden». Im Jahr 2010 bewarben sich bereits 21 312 junge Frauen, 2000 standen in Köln für das Casting Schlange, eine zweistellige Anzahl wurde daraus ausgewählt.
Die jungen Frauen treten dann in speziellen Aufgaben, sogenannten «Challenges», gegeneinander an. Beispielsweise wurden die Kandidatinnen mit Salatsauce übergossen, ihnen wurde ein Tintenfisch auf den Kopf gesetzt, oder sie mussten in einer Bar aus Eis posieren. Die Frauen können die gestellten Aufgaben zwar aus persönlichen Gründen, etwa aus Schamgefühl bei freizügigen Fotos oder bei Phobien, verweigern, doch kann sich dies negativ auf Entscheidungen der Jury auswirken. Die Jury, Heidi Klum und zwei weitere Angehörige der Modebranche, bestimmt jeweils, wer ausscheidet und wer in die nächste Runde weiterkommt.
Seit Beginn der Serie werden die Inhalte und die Wirkung auf das Publikum von verschiedenen Seiten scharf kritisiert. 2009 berichtete die «taz» ausserdem, dass bis dahin keine der bisherigen Gewinnerinnen eine internationale Model-Karriere gelungen sei.

Vgl.: Stichwort «Germanys next Topmodel», www.wikipedia.org vom 27.5.2016, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 8.5.2010, Süddeutsche Zeitung vom 17.5.2010

Eltern fragen sich heute vermehrt, woher die jungen Menschen die Vorbilder für ihr Handeln nehmen. Warum ihre Kinder bei Mobbing als Täter oder als Opfer involviert sind, verstehen sie nicht, sind sie sich doch sicher, dass sie selbst ihnen in der Familie eine andere Welt vorleben und ihren Kindern mit Respekt begegnen. Auch ist vielen Eltern das Gehabe fremd, mit dem junge Frauen, fast noch Kinder, sich plötzlich bewegen. Schaut man sich jedoch Fernsehsendungen an, die für Jugendliche produziert und ausgestrahlt werden, versteht man besser, warum diese plötzlich andere Werte leben als ihre Eltern. Mit Hilfe der Medien und dabei insbesondere auch durch das Fernsehen wird heute massiv Einfluss auf die jungen Menschen genommen.

Unbedingt solle ich mir einmal eine Sendung im Fernsehen ansehen, das hatten mir die Schülerinnen meiner 8. Schulklasse sehr empfohlen. In dieser spannenden Serie würden junge Frauen bei einem Wettbewerb mitmachen mit dem Ziel, Model zu werden. Seit drei Jahren unterrichte ich diese Klasse, und neben dem Schulstoff nutzen wir immer wieder Gelegenheiten, alltägliche Vorkommnisse und Fragen des Lebens zu diskutieren.

Neugierig zu erfahren, was die Schülerinnen so fasziniert, sitze ich also vor dem Fernsehapparat. Gerade versucht eine junge Frau, zwischen Felsen über Steine auf ein kleines Podest zuzugehen. Dabei bemüht sie sich, dynamisch zu schreiten, denn das ist der Auftrag an alle Kandidatinnen des heutigen Tages. Bewertet wird ihr Auftritt von der «Jury», den drei Personen, welche in Regiestühlen auf dem Podest thronen.

Am Körper trägt die Frau wenig, eine Art Badeanzug, erweitert um ausladende Bügel mit Metall oder Stoff zwischen Taille und Kopf. Sie stellt ein «Alien» dar, so wurden die Kleider kommentiert, als sie zugeteilt wurden. Ihre Füsse stecken in Gebilden, die man nicht wirklich Schuhe nennen kann und deren Sohlen mindestens 15 Zentimeter hoch sind.

Trotz der Schuhe gelingt es ihr, den Weg auf die Jury zu einigermassen hinter sich zu bringen. Nun wird das Gesicht in Grossaufnahme eingeblendet. Hoffnung und Unsicherheit spiegeln sich im Gesicht der hübschen jungen Frau. Heidi Klum, ehemaliges Model und Mitglied der Jury, kommentiert diesen Auftritt sinngemäss: «Bei dir hat das nicht so gut funktioniert, du wackelst. Was war mein Auftrag?» Diesen kann die junge Frau nicht wiederholen, sie war nicht aufmerksam, wie sie eingesteht. Weitere abwertende Kommentare der anderen Jurymitglieder folgen. Jeweils in Grossaufnahme werden die Reaktionen der jungen Frau gezeigt, sie ist beschämt. Auf ihrem Weg zurück folgt ihr die Kamera, man sieht nun von hinten, wie sie versucht, das Gleichgewicht zu halten.

Einigen der Mädchen gelingt es trotz der Schuhe, den Weg auf die Jury hin zügig hinter sich zu bringen, bei anderen ist es eher ein Stolpern. Bereits am Tag vorher hatte sich eine junge Frau einen Zeh verletzt und beim Anblick der Schuhe Sorgen gemacht, wie sie damit gehen solle. Auch das erfahren die Zuschauer. Immer wieder werden Grossaufnahmen der Gesichter eingeblendet: Angst, Hoffnung, Unsicherheit sieht man bei den einen, Keckheit, Herausforderung bei anderen.

«Du hast alles genau so gemacht, wie ich es mir vorgestellt habe.» «Du hast alle Anweisungen umgesetzt.» «Gut war bei dir, dass du bei der Verteilung der Schuhe nicht reklamiert hast. Das kann man bei einem Set nicht gebrauchen.» Solche Komplimente werden an einige der Frauen verteilt.

Mit verschiedenen Mitteln wird die Spannung der Zuschauer aufrechterhalten. Zum Beispiel wird einmal eine Szene eingeblendet, in der drei Frauen gemeinsam vor die Kamera gestellt werden. Ein längeres, erwartungsvolles Schweigen wird von einem Jurymitglied durchbrochen: «Wir hätten euch alle rauswerfen können.» Pause, dramatische Musik. Zwei der jungen Frauen erfahren: «Dir geben wir noch einmal eine Chance.» Artig bedankt sich jede. Der dritten wird mitgeteilt, dass sie nun ausscheidet, ihre grosse Enttäuschung ist offensichtlich. Wiederum Grossaufnahmen, alle Reaktionen werden in langen Einstellungen präsentiert.

Immer wieder werden Szenenausschnitte eingeblendet: Die Frauen im Auto auf dem Weg zum Auftritt, im Camp mit den anderen Teilnehmerinnen, bei der Verteilung der Kleider, beim Anblick der Schuhe. Manchmal sprechen sie einen Kommentar zu ihrem eigenen Auftritt in die Kamera, so als ob sie einer Freundin ihre Gedanken erzählen würden. Auch intime Telefongespräche von Teilnehmerinnen mit der eigenen Mutter bekommen Sendezeit zugeteilt. Auf diese Weise werden die Zuschauer einbezogen in die Selbstbeurteilungen, Befürchtungen, Hoffnungen und Ängste der jungen Frauen.

Während ich zuschaue, wächst meine Empörung über diese Art des Umgangs mit jungen Menschen. Die jungen Frauen und ihre spontanen Gefühle werden regelrecht vorgeführt. Ich denke an meine Schülerinnen. Warum sind sie so begeistert? Und vor allem: Was lernen sie, was nehmen sie mit?

Welche Werte werden den Zuschauerinnen vermittelt?

Bei dieser Sendung mit einer Einschaltquote von 13,5 Prozent (siehe Kasten) geht es nur vordergründig um die Models. Zielgruppe sind eigentlich die Zuschauerinnen, die jungen Frauen im deutschsprachigen Raum. Seit nunmehr zehn Jahren prägt diese Serie das Selbstbild von jungen Frauen mit, ihnen wird dort vorgezeigt, wie sie sein sollen.
Schön sein nach den heutigen Idealen ist Voraussetzung, um überhaupt dabei zu sein, aber das allein reicht nicht. Drei Personen beanspruchen die Macht, Aufträge und Anweisungen zu erteilen. Unter allen Umständen müssen diese von den jungen Frauen umgesetzt werden, wenn sie im Wettbewerb weiter kommen wollen. Dabei müssen sie den eigenen Körper, Schmerzen, das Schamgefühl übergehen, sie geben ihren eigenen Willen auf. Erniedrigungen durch andere Menschen, hier die «Jury», ertragen sie, weil sie die anderen Konkurrentinnen übertreffen und in die nächste Runde kommen wollen. Und ausserdem: Bei Erniedrigungen anderer schauen sie zu, Mitgefühl ist nicht gefragt.
Am nächsten Tag wollen die Schülerinnen unbedingt meine Meinung zu der Serie hören. Betroffen schildere ich ihnen, was ich gesehen und mir dazu überlegt habe. Engagiert und lebhaft entgegnen die Schülerinnen, sie sind voller Bewunderung für die in der Sendung vorgezeigte Welt. Wichtigster Einwand ist, dass die jungen Frauen ja freiwillig mitmachen und deshalb jederzeit aufhören könnten. Sie haben Mühe zu verstehen, dass die Frauen in ihrem Ehrgeiz und der Konkurrenz angesprochen werden und dann Schritt für Schritt in unwürdige Situationen geführt werden. Belohnt wird nämlich, wer sich ohne Widerspruch unterordnet und dabei aber noch keck und herausfordernd bleibt.
Der Gedanke, dass sie selbst die eigentliche Zielgruppe dieser Sendung sind, ist ihnen zunächst fremd. Jedoch sind sie bereit, meine Beobachtungen und Überlegungen anzuhören und wollen sich etwas dazu überlegen. Vor einigen Tagen nun haben sie erzählt, dass einige untereinander weiter diskutiert hätten und nun gerne nochmals gemeinsam mit der ganzen Klasse darüber sprechen wollen.

Im Dialog mit den Jugendlichen

Auch ich habe mir in der Zwischenzeit noch einige Gedanken gemacht. Bei diesem sogenannten Wettbewerb geht es nicht um die Schönheit von zehn Frauen, sondern den Zuschauerinnen und den Zuschauern, die jede Woche eine Stunde lang mitfiebern, sollen bestimmte Wertemuster eingepflanzt werden. Natürliche Regungen wie Widerwillen, Schamgefühl und Schmerzen werden abgewertet. Gelobt und belohnt werden Härte sich selbst und anderen gegenüber. Abgewählt werden die sensiblen, empfindsamen Frauen, die auch einmal eine Schwäche zeigen, weiter nach oben kommen die Frechen, Vorwitzigen, Harten. Auf diese Weise wird ein scharfes Oben und Unten vorgezeigt und eingeübt.
Auf die Überlegungen der Jugendlichen in meiner Klasse bin ich gespannt, und so sind wir mitten in einer wichtigen Auseinandersetzung. Die in dieser Sendung präsentierte Scheinwelt, die mit der gelebten Wirklichkeit nichts zu tun hat, kann durch einen echten Dialog aufgedeckt und vielleicht sogar entzaubert werden. Dieser Dialog kommt in Gang, wenn Erwachsene ihn mit Freude an den jungen Menschen und an der Auseinandersetzung führen. Die Jugendlichen, die mit Hilfe solcher Sendungen manipuliert werden, sind bei ihrer Wertebildung und in ihrer gesamten Entwicklung zu mündigen Erwachsenen auf diesen Dialog angewiesen. Lassen wir sie und ihre Zukunft nicht im Stich! •

http://www.zeit-fragen.ch/de/ausgaben/2016/nr-17-2-august-2016/wie-das-fernsehen-unsere-jugend-beeinflusst.html

Die Weltwoche, 10. August 2016

Bersets gefährlicher Kampf gegen die Kantone

Innenminister Alain Berset provoziert den Sprachenstreit. Er gibt vor, den «Zusammenhalt des Landes» zu sichern – dabei trampelt er die wichtigsten Säulen der Schweiz nieder: direkte Demokratie und Föderalismus.

Von Philipp Gut und Peter Keller

Alain Berset geht in die Offensive. In mehreren Interviews verschärfte der sozialdemokratische Innenminister den Ton im Sprachenstreit. Bereits vor der Sommerpause hatte er unbotmässigen Kantonen gedroht, die sich erfrechten, ihre Hoheit in Bildungsfragen wahrzunehmen und selbst zu bestimmen, wann welche Fremdsprache gelehrt wird. Im *Tages-Anzeiger* warnte Berset deswegen nun vor «belgischen Verhältnissen» – also vor einer zerrissenen Nation. Noch sei die Schweiz kein gespaltenes Land, aber das könne sich ändern, doppelte er in der *Schweizer Illustrierten* nach.

Der Welschfreiburger macht aus dem Sprachenstreit eine Grundsatzdiskussion über das Wesen der Schweiz und der Schweizer.

«Es ist falsch, die Sprache nur als Kommunikationsmittel zu sehen», so Berset im *Tagi*.

Die Sprache sei viel mehr: «Sie transportiert auch Kultur, Werte, Geschichte.» In einer Art Nationalismus von links will Berset die Landessprachen zudem als Bollwerk gegen die Globalisierung sehen. Diese habe die Welt zu einem Dorf gemacht, «in dem in der Regel Englisch gesprochen wird». Da sei es umso wichtiger, «zu wissen, wer wir sind und woher wir kommen».

Während er für den «nationalen Zusammenhalt» trommelt und dekretiert: «Es gibt keinen Sprachenkrieg!», facht Berset die Auseinandersetzung selber weiter an. Kantonen, die in bewährter föderalistischer Tradition eigene Lösungen suchen, die sich am Volkswillen und an den Erfahrungen in den Schulstuben orientieren, droht er mit dem Eingreifen der Zentralgewalt. Er manövriert sich damit ohne Not in eine ungemütliche Lage, denn es ist kaum zu erwarten, dass die Kantone einlenken. So könnte Berset am Ende das Gegenteil dessen bewirken, was er zu fördern vorgibt: Eskalation statt Harmonie.

Von oben diktierte Monokultur

Woher nimmt sich der Innenminister das Recht, so offensiv in die Sprachendebatte einzugreifen und dabei über alle innereidgenössischen Gepflogenheiten der politischen Konsensbildung hinwegzutrampeln? Frühfremdsprachen-Turbos wie Berset verweisen auf den Bildungsartikel, dem die Schweizer Bevölkerung 2006 zustimmte. Tatsächlich hat sich damals eine grosse Mehrheit für eine sanfte Harmonisierung des «Bildungsraums Schweiz» und für ein durchlässiges Ausbildungssystem ausgesprochen. Dass jungen Menschen mit einer Berufsbildung heute der Weg zu den (Fach-)Hochschulen offensteht, gehört zu den unbestrittenen Errungenschaften der schweizerischen Bildungspolitik. Was die Harmonisierung angeht, so wird allerdings kräftig übersteuert. Niemand sprach in der Debatte 2006 von einem Lehrplan 21 mit 4753 «Kompetenzen», niemand forderte offen die Schulpflicht ab vier Jahren und die Auflösung der Kindergärten, wie es das Harmos-Konkordat möchte. Schon gar nicht wurde vor der Abstimmung über zwei obligatorische Fremdsprachen in der Primarschule diskutiert. Für Kopfschütteln sorgten vor allem die unterschiedlichen Schuljahresanfänge, im Kanton Basel-Stadt beispielsweise im Frühling.

Solchen Wildwuchs wollte man abstellen, den interkantonalen Schulwechsel vereinfachen. Dass aber nun eine von oben diktierte Monokultur geschaffen werden soll, davon war keine Rede – und sie widerspricht fundamental dem Prinzip Vielfalt der Schweiz. Vielfalt heisst doch auch, dass man gegenseitig Unterschiede zulässt und aushält. Berset sägt an einer tragenden Säule der Schweiz, dem Föderalismus, und er tut es vorsätzlich. «Unser Föderalismus ist kein Labor», dräute er im *Tages-Anzeiger*. Genau deswegen formiert sich demokratischer Widerstand in den Kantonen. Was die Zentralisten, mit Bundesrat Berset an der Spitze, gern unterschlagen: Das Harmos-Konkordat, als Voraussetzung für eine verbindliche nationale Bildungspolitik, ist gescheitert. Acht Kantone haben das Projekt an der Urne abgelehnt oder sistiert.

In Wahrheit gefährden jene den Zusammenhalt im Land, die sich über Volksentscheide hinwegsetzen und demokratische Basisbewegungen per Dekret zu unterbinden versuchen. Zumal wir ein bis heute gültiges Sprachengesetz haben, das einzig vorsieht, dass die Schüler bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit eine zweite Landessprache lernen müssen. Von Frühfremdsprachen-Unterricht in der Primarschule steht dort nichts.

Berset lernte in Hamburg Deutsch

Dass in der Diskussion über den Sinn und Nutzen des Fremdsprachenunterrichts für Primarschüler der «nationale Zusammenhalt» ins Zentrum rückte, ist ein taktisches Notfallmanöver. Als in den 1990er Jahren die Idee vorangetrieben wurde, den Fremdsprachenunterricht in die Primarschule vorzuverlegen, standen pädagogische Überlegungen im Vordergrund: Man war überzeugt, dass Kinder Sprachen früh viel einfacher lernen als später. Das stimmt natürlich für Bilingue-Familien oder bei Umzügen in ein anderes Sprachgebiet. Das Prinzip «Je früher, desto besser» lässt sich jedoch für die Unterrichtssituation nicht aufrechterhalten. Zu diesem Schluss kam 2014 auch eine Studie des Instituts für Mehrsprachigkeit der Universität Freiburg. Entscheidend für den Erfolg ist die Intensität des Sprachunterrichts. Mit anderen Worten: Das kompakte, konzentrierte Vermitteln von Französisch (oder Deutsch oder Italienisch) auf der Oberstufe führt zu mindestens so guten Ergebnissen. Auf der Primarstufe ist der Unterricht schlicht zu wenig intensiv, um nachhaltig zu sein.

Raphael Berthele, Co-Autor der Studie und Direktor des Instituts, hält die gegenwärtige Diskussion über den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Fremdsprachenunterricht und Kohäsion des Landes denn auch für «überhöht». Es sei sicher Teil unseres Selbstverständnisses, dass sich zumindest jene, die das wollten, über Sprachgrenzen hinweg verstehen. «Es gehört aber auch zur Tradition, dass wir uns auf unseren Sprachterritorien in Ruhe lassen. So werden nationale Minderheiten zu lokalen Mehrheiten» (*NZZ*). Die Sprachenfrage wurde erst politisiert, nachdem die pädagogischen Resultate nicht überzeugt hatten. Auch internationale Studien belegen, dass die sprachliche Frühförderung keinen messbaren Erfolg zeitigt, so etwa die Arbeiten der Language Acquisition Research Group an der Universität Barcelona oder von Professorin Marianne Nikolov an der Universität Pécs in Ungarn. Nikolov wollte herausfinden, ob Schüler, die früher mit Englisch begonnen haben, bessere Kenntnisse vorweisen als solche, die später anfingen. Die Wirkung ist bestenfalls «schwach». Selbst wer schon im Kindergarten Englisch gelernt habe, könne «keinerlei Vorteile» aufweisen. Als Befürworterin eines frühen Sprachunterrichts habe sie mehr erwartet. Die Ergebnisse stellten die «Effizienz der Frühförderung» in Frage. Dieselbe Ernüchterung hat sich mittlerweile auch in der Schweiz breitgemacht – wenn auch manche Lehrer es für politisch inopportun halten, diese Zweifel in die Öffentlichkeit zu tragen.

Es gibt allerdings auch Lehrer, wie den Zürcher EVP-Bildungspolitiker Hanspeter Amstutz, die kein Blatt vor den Mund nehmen. Amstutz stellt fest, dass das frühe Lernen mehrerer Fremdsprachen nicht nur nichts nütze, sondern auch schade, gerade schwächeren Schülern und Ausländerkindern. Sie seien «heillos überfordert», beherrschten schliesslich auch die Unterrichtssprache schlechter und wollten oft gar nichts mehr von Sprachen wissen.

Ironische Randnotiz: Bundesrat Berset hat gemäss eigenen Angaben erst im Studium in Hamburg richtig Deutsch gelernt. Und dies, obwohl er das zweisprachige Collège Saint-Michel in Freiburg besuchte. Mit seiner eigenen Biografie entkräftet Berset also seine Argumente.

Mehr Wilhelm Tell für die Schule

Droht die Schweiz wirklich auseinanderzubrechen, wenn ein Thurgauer Fünftklässler «That's an apple» sagt, bevor er «C'est une pomme» buchstabiert? Natürlich nicht. Die selbsternannten Hüter des «nationalen Zusammenhalts» müssten nur kurz ins Tessin schauen, um zu erkennen, dass ihre Befürchtungen gegenstandslos sind: Nach der Logik eines Bundesrats Berset müsste der Südkanton längst weggedriftet und entfremdet sein von den übrigen Landesteilen. Denn wer lernt diesseits des Gotthards in seiner Schulkarriere überhaupt noch Italienisch? Auch kommt es niemandem in den Sinn, eine nationale Krise auszurufen, weil niemand ausserhalb des Kantons Graubünden in der Schule Rätoromanisch lernt.

Berset, an sich einer der klügsten Köpfe im Bundesratsgremium, hat sich gefährlich verrannt mit seinem aufgesetzten Kulturnationalismus. Seine Partei will die Schweiz möglichst rasch in

die EU «integrieren» – und nun sollen gleichzeitig ein paar Lektionen Frühfranzösisch den «nationalen Zusammenhalt» sichern? Wie schief diese Argumentation ist, zeigt sich, wenn man den gleichen Ansatz auf die Frage der «cohésion européenne» überträgt. Müssten wir dann auch Frühkroatisch, Frühfinnisch, Frühgriechisch und mindestens 26 weitere Sprachen lernen, damit wir uns «besser verstehen» und nicht «belgische Verhältnisse» in Europa drohen, wie dies Berset für eine Schweiz ohne Frühfremdsprachen-Unterricht düster prophezeit?

Herfried Münkler, Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin, sieht im fehlenden Gründungsmythos das wichtigste Identitätsproblem der EU. Es gebe «keine gemeinsame sinnstiftende und orientierende Erzählung, weder durch den Rückgriff auf die Geschichte noch durch den auf die Literatur», wie er in der *NZZ* sagte. Die Schweiz hat ihre Mythen: Wilhelm Tell, die Befreiungstradition, Marignano und die Neutralität, Selbstbestimmung statt fremde Richter. Sinnigerweise ist es die Linke, ist es die Partei Bersets, die dieses Selbstverständnis mit allen Mitteln zu diffamieren («nationalkonservative Abschottungsideologie») und zu schleifen versucht.

Zu den grössten Leistungen der Schweiz gehört, dass sie sich nicht über Blut (national) und Boden (territorial) und auch nicht als Kulturnation definiert, sondern über eine gemeinsame Erzählung. Darin liegt das Wesen unserer Willensnation (siehe Interview mit Paul Widmer, Seite 17). Die verschiedenen Regionen singen die Landeshymne in ihrer jeweiligen Sprache, und es ist völlig wurscht, ob der Tell mit Vornamen Wilhelm, Guillaume oder Guglielmo heisst. Entscheidend ist die Botschaft dahinter: «Der Gehorsam im Staat hat seine Grenzen. Untertanengeist darf nie überhandnehmen» (Peter von Matt). Wenn es Alain Berset tatsächlich um den inneren Zusammenhalt des Landes ginge, müsste er mehr Geschichtsunterricht (in der jeweiligen Landessprache), mehr Wilhelm Tell für die Schule fordern.

Argumentatives Durcheinandertal

Dem Schweizer ist ein gesunder antiautoritärer Reflex eigen. Diesen wird Bundesrat Berset in seinem Feldzug gegen die Kantone zu spüren bekommen – und zwar völlig zu Recht, weil sein Motiv nicht stimmt. Das zeigt sein argumentatives Durcheinandertal: Man beschwört den «nationalen Zusammenhalt», als ob es die Schweiz vor dem Frühfranzösisch nicht gegeben hätte – und man will diese «cohésion nationale» retten, indem man die Grundsäulen des schweizerischen Staates – direkte Demokratie und Föderalismus – missachtet und nebenbei in die EU strebt, deren zentralistischer Ansatz unvereinbar ist mit unserem politischen System.

Letztlich verfolgen der gewiefte Taktiker Berset und seine SP auch ganz profane Ziele mit ihrer hochtrabenden Sprachendebatte: Sie machen damit Stimmung in der Romandie, ihrer letzten Hochburg, die allerdings auch zu bröckeln droht – Sprachenkrieg *pour la galerie*. Die Linke holte dort bei den letzten Nationalratswahlen 21,1 Prozent Wähleranteil (2011: 23,2), gegenüber 18,4 Prozent in der Deutschschweiz. Die Partei mag damit ihr Profil schärfen, aber der Preis ist hoch: Denn der von der SP angezettelte und von Alain Berset auf Bundesebene gehievte Sprachenstreit kann nur Verlierer produzieren.

http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2016-32/artikel/bersets-gefaehrlicher-kampf-gegen-die-kantone--die-weltwoche-ausgabe-322016.html

Mehr dazu:

Die Weltwoche, 10.08.2016

«Staat von unten»

Der ehemalige Botschafter und Historiker Paul Widmer erklärt, was die Schweiz zusammenhält. Ohne Föderalismus gebe es keine Mehrsprachigkeit.
http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2016-32/artikel/staat-von-unten-die-weltwoche-ausgabe-322016.html

TA, 05.08.2016

«In Bern bestelle ich auf Deutsch»

Bundesrat Alain Berset duldet im Sprachenstreit keine Abweichler. Primarschüler müssten eine zweite Landessprache lernen. Sonst drohten uns belgische Verhältnisse.
http://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/Es-gibt-schlicht-keine-Alternative/story/24955002

Höfner Volksblatt, 12.8.2016

An den Schweizer Schulen fehlen vor allem Heilpädagogen

Leere Klassenzimmer wird es zum bevorstehenden Schulanfang zwar nicht geben, aber das Problem des Lehrermangels ist nicht nachhaltig gelöst. (Symbolbild).

In der Schweiz bilden sich zwar wieder mehr Menschen zu Lehrerinnen und Lehrern aus und ausländische Lehrkräfte unterrichten in Schweizer Schulzimmern. Aber der Lehrermangel ist nicht nachhaltig beseitigt. Vor allem Heilpädagoginnen und Heilpädagogen fehlen.

Bern. – Alle Lehrerstellen besetzt: Das heisst es in den Kantonen jedes Jahr vor Beginn des neuen Schuljahres. Für den Dachverband Lehrerinnen und Lehrer Schweiz (LCH) kein Grund zur Entwarnung: «Es gibt Stufen und Fächer, in denen man eine Lehrkraft einstellen muss ohne auswählen zu können», sagt Präsident Beat Zemp.

Ausgewiesen ist laut Zemp ein Mangel an Heilpädagogen und Heilpädagoginnen. «Grund ist die integrative Schulung von Kindern mit Beeinträchtigungen.» Heilpädagogen begleiten und unterstützen diese Kinder in der Regelklasse. «Fehlt der Heilpädagoge oder die Heilpädagogin, wird es für die Regel-Lehrkraft schwieriger.»

Der Westschweizer Lehrerverband Syndicat des enseignants romands (SER) fordert mehr Personal und auch mehr Geld für die integrative Schulung. Gleiches verlangt der Verband auch für die Betreuung von Kindern von Eingewanderten.

Anstellung ohne Diplom

Ein Blick in ein paar Kantone bestätigt den Heilpädagogen-Mangel: Auf der Primar- und der Sekundarstufe hätten die Lehrerstellen ohne Probleme besetzt werden können, berichtet Brigitte Mühlemann vom Zürcher Volksschulamt. Auf der Kindergartenstufe habe sich die Lage im Vergleich zum Vorjahr entschärft - zwei Wochen vor Schulbeginn fehlten für die Kleinsten nur noch ganz wenige Lehrkräfte.

«Doch bei der schulischen Heilpädagogik ist die Situation weiterhin angespannt», sagt Mühlemann. Nicht alle Stellen könnten mit einer ausgebildeten Fachkraft besetzt werden. Zum Teil würden deshalb Lehrerinnen und Lehrer eingesetzt, die das entsprechende Hochschulstudium nicht absolviert hätten.

Auch Basel-Stadt vermeldet «kleine Engpässe» bei der Heilpädagogik. Es seien Personen angestellt worden, die zwar ein Lehrdiplom hätten, aber kurz vor dem Abschluss der Ausbildung für Heilpädagogen stünden, sagt Simon Thiriet, Sprecher des Erziehungsdepartements. «Sie arbeiten in der Regel mit kleinem Pensum bei uns.»

Keine Probleme bei der Stellenbesetzung meldet das Amt für Volksschule im Kanton St. Gallen. Auch hier ist die Heilpädagogik die Ausnahme: Vor den Ferien seien noch vereinzelte Stellen im Bereich schulische Heilpädagogik nicht vergeben gewesen, hiess es. Man gehe aber davon aus, dass diese Posten inzwischen besetzt seien.

Immer mehr Bürokram

Eine Belastung für die Lehrerinnen und Lehrer ist der zunehmende Bürokram. Der SER fordert eine Reduzierung der administrativen Arbeiten für Lehrkräfte. Dass bis zu den Bleistiften alles verwaltet und kontrolliert werden müsse, fresse Zeit weg, die die Lehrkräfte eigentlich für die Schüler benötigten, sagte SER-Präsident Samuel Rohrbach vor kurzem an einer Medienkonferenz.

Rund jede sechste neue ausgebildete Lehrkraft (16 Prozent) steige nach einem Jahr Schuldienst wieder aus, macht die SER geltend. Fast die Hälfte der Lehrkräfte (49 Prozent) ist nach fünf Jahren versucht, eine andere Arbeit anzunehmen.

Andere arbeiten laut SER Teilzeit, um durchhalten zu können. Die SER hat eine Studie bestellt zu Belastung und Gesundheit des Lehrkörpers. Bis in einem Jahr sollen Resultate vorliegen.

Dokumentieren und absichern

Dass auf Lehrerpulten derart viel Büroarbeit landet, hat laut Zemp unter anderem mit der Rechenschaftspflicht zu tun. «Weil Eltern alles hinterfragen und zuweilen auch mit dem Anwalt drohen, müssen die Lehrkräfte sich besser dokumentieren und absichern.» Die Standards seien rigider geworden.

Mehr Studierende an den Pädagogischen Hochschulen und aus dem Ausland zugezogene Lehrkräfte vermögen laut Zemp den Lehrermangel nicht nachhaltig zu entschärfen. Nach wie vor stünden viele Pensionierungen an, und während sich gewisse Bergtäler entvölkerten, stiegen vor allem in Agglomerationen die Schülerzahlen.

Mit ausländischen Diplomen

Seit ein paar Jahren ziehen zunehmend Lehrerinnen und Lehrer aus dem Ausland in die Schweiz. Seit 2011 hat die Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren pro Jahr um die 700 ausländische Diplome anerkannt, sowohl für Lehrerinnen und Lehrer als auch für Sonderpädagogen.

Rund einer von fünf Gesuchstellern muss an der Ausbildung feilen, bevor das Diplom anerkannt wird. Seit 2002 sind rund 5000 ausländische Lehrdiplome und 1000 Abschlüsse im pädagogisch-therapeutischen Bereich anerkannt worden - an Schweizer Volksschulen und Maturitätsschulen unterrichten insgesamt rund 100'000 Lehrkräfte. (sda)

http://www.hoefner.ch/index.cfm?ressort=home&source=sda&id=232316